

Kulturelles Wort
Redaktion: Stephanie Pieper

Sendung am: 24.05.2020
19.05 – 19.15 Uhr

GEDANKEN ZUR ZEIT

Ein Mann der Worte

Zum 100. Geburtstag von Marcel Reich-Ranicki: Literaturkritik
heute

Von Ulrich Kühn

NDRkultur

***GEDANKEN
ZUR ZEIT***

sonntags

19.05 – 19.15 Uhr

An- und Abmoderation: Stephanie Pieper
Manuskript und Sprechen: Ulrich Kühn

**Telefon:
0511 / 988-2321**

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z. B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Anmoderation:

Er war der wohl bedeutendste deutsche Literaturkritiker der Nachkriegszeit: Marcel Reich-Ranicki. Vor 100 Jahren, am 2. Juni 1920, wurde er in Polen in eine jüdische Familie geboren, er überlebte das Warschauer Getto und kam Ende der 1950er Jahre nach Frankfurt am Main. Er schrieb für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ und „Die Zeit“, öffnete von 1988 bis 2001 im „Literarischen Quartett“ die Literaturkritik für ein breites Publikum – und wurde damit selbst zur Marke. Welches Vermächtnis hat der 2013 verstorbene Marcel Reich-Ranicki der Literaturkritik hinterlassen?

Beitrag:

Was würde er dazu sagen? Dass jetzt etliche seiner Deutschen Kritik mit Schlaumeierei verwechseln und mit dem kindlichen Glauben an Mythen? Ausgerechnet in diesem Land, das nach totalem Geistesbankrott die Fähigkeit zur Kritik mühsam zurückgewinnen musste, als Bedingung der Demokratie? Kritik ist nicht Wüten und Wähnen, Kritik ist die Kunst der Unterscheidung. Was also würde er sagen?

Hätte es ihn kalt gelassen? Ihn, den Juden, der mit Mut und Glück dem Warschauer Getto entrann? Der nach dem Krieg der Kommunistischen Partei Polens beitrug, für die Polnische Militärmission in Berlin arbeitete, polnischer Konsul in London war? Wochenlang saß er in Einzelhaft, nachdem ihn die Kommunisten aus der Partei geworfen hatten. Später durfte er in einem Warschauer Verlag ein Lektorat für deutschsprachige Literatur gründen, schrieb Rezensionen und Bücher und übersetzte Kafkas „Schloss“. Dieser so besondere Mann, der 1958 der jungen Bundesrepublik sein Vertrauen schenkte, nach allem, was gewesen war, und zwar sein Leben lang: Was wohl würde er sagen?

Marcel Reich-Ranicki. Dass er hier war und kritisierte, dieser Glücksfall gab Anlass zur Hoffnung, die Deutschen hätten Kritik ein für alle Mal gelernt. Von wem mit Lust, wenn nicht von ihm? Dabei war er ein Mensch mit Makeln. Feinde hatte er genug. Er hielt es für richtig so.

Er lebte für Literatur und Kritik. Und indem er so lebte, wirkte er darüber hinaus. Er hat die Lesenden, später auch die Zusehenden auf seine Art Kritik gelehrt. Er hat ja nicht ungerne doziert. Das Wundersame war, dass man es gar nicht immer bemerkte. Es war einfach zu unterhaltsam, wie er, bei schneidender Zunge, seinen Zeigefinger schwenkte. Kritik als Unterhaltungskunst. Er hielt es für richtig so.

Vergnügen zu vermitteln und Lust, das verlangte er von Büchern. Und so hat er Bücher vermittelt, indem er Vergnügen bereitet hat, und sei es durch demonstratives Leiden. Das „schlechte“ Buch verschaffte ihm körperliche Pein. Jedenfalls wirkte es so. Ganz sicher konnte man da nicht sein.

Und die Urteilsgründe konnten schwanken. Seine Subjektivität, der er aus Überzeugung folgte, war so bemerkenswert, weil sie als Modell nicht taugt. Sie fußte auf einer Autorität, die in Jahrzehnten erworben war, gespeist aus überlegener Kenntnis, nie versiegender Neugier und dem Mut, sich auszusetzen.

Das „Literarische Quartett“. Hier wurde er im schon höheren Alter zum seltenen Fall eines Fernsehstars, der seine große Wirkung nicht den Gesetzen des Mediums verdankt, weil sich stattdessen das Medium seiner Wirkung fügte. Es lag an seiner rhetorischen Gabe: Pathos, also Wortgewalt mit emotionalem Sexappeal. Ethos, also die Glaubwürdigkeit dessen, der mit seiner Person für das Gesagte einsteht. Logos, also die Gabe, schlüssig Beweis zu führen. Schlagfertig und charmant, durch Bildung und Witz gewappnet, wenn es sein musste, rücksichtslos: Man muss das nicht weiter analysieren. Manche haben gesagt, er verrate die feine Sache an den gröberen Erfolg. Dabei war er doch ihr größter Vermittler.

Unter denen, die in der FAZ für ihn rezensierten oder für die „Frankfurter Anthologie“, seine Großtat fürs Lyrische, über Gedichte nachdachten, gab es etliche Professoren. Seine Bedingung: gut und verständlich schreiben.

Natürlich hat er Macht ausgeübt. Zärtlich hob er Talente ins Licht. Mit manchmal ätzender Schärfe fuhr er in schwache Romane hinein, gleich, wie berühmt die Urheber waren.

Das alles kam nicht von ungefähr. Er verdankte es gewaltigem Wissen, unerhörtem Fleiß, riesengroßer Leidenschaft und ungeheurem Auftrittstalent. So ist er zur Marke geworden. Man sagt damit nichts Falsches und verrät doch, was er war, was ihm *wichtig* war. Das gehört zu den Paradoxien dieses singulären Lebens: Indem er die Kritik in der massenmedialen Öffentlichkeit groß gemacht hat wie nie, manövrierte er sie in Gefahren. Auf dem Grat im Scheinwerferlicht wirkte er auf manche wie seine eigene Karikatur. Ein Missverständnis.

Nur scheinbar lässt er sich leicht parodieren. In Wahrheit war er unnachahmlich. Wenn man das R rollt, die Stimme schnarrend hebt, klingt es ähnlich und tönt doch falsch. Es fehlt seine Urteilskraft. Seine Lebensgeschichte. Vor allem seine Befähigung zu nicht erlöschender Liebe.

Marcel Reich, der exzellente Berliner Deutschschüler, von den Nationalsozialisten nach dem Abitur 1938 aus dem Land getrieben, mochte von den Lieben seines Lebens nicht lassen. Nicht von seiner „Tosia“, die wie er 1920 geboren war. Sie blieb sein Lebensmensch, von der Heirat im Getto bis zum Tod. Und nicht von der deutschen Literatur, die ihm, wie dem verehrten Heine, ein „portatives Vaterland“ war. Dass er wohl auch zurückkam, um ihr physisch nahe zu sein, ist eine bewegende Pointe. Das Körperliche, *Erotisch-Sexuelle* fand er literarisch bedeutsam.

Dieses Credo irritierte. Im Juni 2000, als das 67. „Quartett“ von der Expo in Hannover gesendet wird, der Eklat mit Sigrid Löffler: Ein neuer Roman von Murakami, „literarisches Fastfood“, wie Löffler meint. Sie erwähnt eine Stelle, die das Wort „vögeln“ enthält. Er nimmt Anlauf: Jedes hoch erotische Buch lehne sie ab. Und dann: „Sie können die Liebe im Roman nicht ertragen.“ Der Subtext vermittelte Boshafteres. Seine manchmal nicht leicht verdaulichen Ansichten zur Rolle schreibender Frauen wären nicht in zwei Sätzen verhandelt.

Er fand es selbstverständlich, Primus inter Pares zu sein. In einem Fernsehfilm über ihn habe man gesagt, in der deutschen Literaturgeschichte habe „noch nie ein so großes

Machtzentrum“ existiert wie der Literaturteil der FAZ, als er Chef war. War es gut für die Literatur? Seine Antwort hieß ja. Er wusste, was Einfluss bedeutet.

Berühmt sein Auftritt 2008, als er live vor Millionen den Deutschen Fernsehpreis ablehnte. Über Medien dachte er illusionslos nach, über Netzwerke auch: „Der Literaturbetrieb aller Länder ist korrupt.“ Er meinte allerlei Verflechtung. Bestechung gebe es nicht, hat er glaubwürdig versichert. Gefällig hat er nicht kritisiert.

Wer für ihn schrieb, sollte eigene Meinungen mitteilen, nicht die seinen. Hauptsache, gut begründet: Lesern ist egal, was im Buche steht, wenn die Kritik interessant ist. Die Großen von Lessing bis Kerr lese man immer gern, gleich, worüber sie schrieben. Seine eigenen Texte bestehen den Test. Weil seine Liebe zur deutschen Sprache von dieser Sprache erwidert wurde.

Martin Walser, der sich an ihm oft gerieben hat, wie auch er sich an Walser rieb, widmete ihm einen freundlichen Nachruf, in dem es sinngemäß hieß, Reich-Ranicki habe sich gern Einfällen überlassen. Nicht als einziger. In Walsers umkämpftem Roman „Tod eines Kritikers“ tritt der Kritiker André Ehrl-König als karikierte Figur auf den Plan. Klischees prägten die Debatte, und Walser sah sich konfrontiert mit dem Vorwurf des Antisemitismus.

Die Begabung fürs Drama besaß der Großkritiker nicht exklusiv. Ein Großschriftsteller wie Günter Grass hat da kräftig mitgehalten. Grass und Reich-Ranicki, ein berühmtes Freund-Feindespaar: Die zwei „Ruhestörer“, mit Reich-Ranickis Wort gesagt, gaben sich viel und schenkten sich nichts.

Oft hat Reich-Ranicki betont, er habe mehr gelobt als getadelt. Seinen unermüdlichen Einsatz für Autoren und Autorinnen, von Wolfgang Koeppen bis Ulla Hahn, hat man ihm unendlich gedankt. In Erinnerung aber bleibt der Verriss, hat er gern gesagt. Die es traf, litten schwer. Schwerer noch waren manche getroffen, als er ihre eigene Hinrichtung nicht in seine Sammlung „Lauter Verrisse“ aufnahm: leider nicht bedeutend genug.

Was im Fernsehen oft nur polemisch klang, konnte er hinreißend klug begründen. Dafür stehen seine Bücher und die Autobiografie „Mein Leben“, in der er sich als Erzähler zeigt. Man erfährt dort zum Beispiel, warum er sich „Reich-Ranicki“ nannte: Für den polnischen Konsul in London fand man seinen Namen „Reich“ nicht passend. Er klang nach „Drittes Reich“. Etwas Polnisches musste her. Reich entschied sich für Ranicki.

Von Beginn an hat er sich ins Zeug geworfen. Als ausgehend von der „Gruppe 47“ das Diskutieren und die Kritik in Deutschland neu eingeübt wurden, nahm er entschlossen Anteil. Jahrelang schrieb er für DIE ZEIT, ohne zur Redaktion gehören zu dürfen. Als er 1973 zur FAZ kam, erschien sein Buch „Über Ruhestörer – Juden in der deutschen Literatur“, gewidmet dem Andenken derer, „die von den Deutschen ermordet wurden, weil sie Juden waren.“ Seine Eltern, sein Bruder gehörten dazu. Als er im September 2013 im hohen Alter starb, ging einer, der Außenseiter war und im Zentrum stand.

Gute Kritikerinnen gibt's immer, manchmal auch brillante. Die Frage ist eher: Wäre einer wie er noch möglich in der neuen Welt, in der die Lagerfeuer des Wortes abgelöst worden

sind durch dezentrale Wortstationen, digital, non-linear, Podcasts, Blogs mit tausend Stimmen?

Was würde er sagen? Zu einer zerklüfteten Landschaft, in der man Kritik mit Empörung verwechselt und mit Raunen von Verschwörung? Verschont mich? Oder nutzte er seinen Verstand, um die Köpfe zurecht zu rücken?

Was sagt es über Marcel Reich-Ranicki, dass man sich solche Fragen stellt? Es sagt, dass er fehlen könnte.